

Verfasser vermittelt neben vielen Materialien auch viele und zum Teil neue Fragestellungen. Weiterführende Hinweise bietet die »Bibliographie Theologie und Frieden« (hrsg. vom Institut für Theologie und Frieden. Bd. 1/1 und 1/2. Köln 1984).
Martin Gritz

KLAUS ROB: Karl Theodor von Dalberg (1744–1817). Eine politische Biographie für die Jahre 1744–1806 (Europäische Hochschulschriften; Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften; Bd. 231). Frankfurt a. M.–Bern: Lang 1984. Brosch. 583 S. sFr 82.–.

Man merkt es ihr an, dieser politischen Biographie, daß ihr Autor Hemmungen überwinden mußte, um sich Karl Theodor von Dalberg, dem letzten Erzkanzler des alten Reiches, dem Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, zu nähern. Der Autor äußert es selbst: »Was die Würdigung der politischen Rolle angeht, ist es für den Historiker wie für den Biographen gewiß keine Empfehlung«, sich mit einem gescheiterten Lebenswerk befassen zu müssen (S. 29). Entsprechend widersprüchlich ist die Würdigung ausgefallen.

Es wird hier ein Dalberg vorgeführt, dessen – gemessen an Goethe – mittelmäßige Intelligenz seinem Geltungsbedürfnis nicht standhält (S. 44f.), dessen »in den Grundfesten leicht zu erschütternde und ohne Führungsambitionen auftretende Persönlichkeit« (S. 44) »eine so nachhaltige Ausstrahlung besaß, daß sich ihr niemand entziehen konnte« (S. 109), dessen »Empfänglichkeit und Außensteuerung« ihn in die unterschiedlichsten Abhängigkeitsverhältnisse treiben (S. 106, S. 317, S. 326), dessen Fremdbestimmung aber dennoch »auf die jeweilige Interessenlage derer, die sie diagnostizieren«, reduziert wird (S. 248). Folgt man dem Autor, dann schlägt die mehrfach betonte Integrität und Rechtschaffenheit Dalbergs (S. 191, S. 248, S. 311) spätestens 1802 um in Kollaboration und Gesinnungstäterschaft mit Napoleon, dem »Verderber des Reichs« (S. 319), den Dalberg freilich nicht als solchen erkennt.

Nun ist es gewiß Aufgabe einer Biographie, einen Menschen in seiner Gedankenwelt und seinen Handlungen mit seinen Stärken und Schwächen, in seinen Widersprüchen, vielgestaltig wie das Leben selbst, zu zeigen, zu beurteilen, zu würdigen. Das gelingt in Teilbereichen, dort nämlich, wo der Autor auf der Grundlage eines umfangreichen archivalischen Materials – der im Zentralarchiv Merseburg zusammengefaßten preußischen Akten und der sächsischen Akten aus dem Staatsarchiv Dresden u. a. – zu einer eigenständigen Darstellung kommt. Dort wird Dalbergs »nie ermüdendes Engagement«, »seine rastlose Aktivität« (S. 249) im Kampf um die Aufrechterhaltung der Reichsverfassung lebendig; dort wird sein mangelnder Realitätssinn in der Einschätzung von Großmachtpolitik und mittelständischem Souveränitätsstreben verständlich. In der Darstellung der Vorgänge um die Mainzer Coadjutorwahl, der Reichsreformpläne von 1787 und des Ringens um den Bestand der geistlichen Staaten in der Endphase von Reichskirche und Reich liegt auch der Schwerpunkt der Arbeit.

Die eigentlich verständlichen Widersprüche ergeben sich zumeist dort, wo der Autor sich mit der Rehabilitierung Dalbergs auseinandersetzt, des Mannes, »der auf der Anklagebank des 19. Jahrhunderts sitzen blieb« (Rudolf Reinhardt: Fürstprimas Karl Theodor von Dalberg [1744–1817] im Lichte der neueren Forschung. In: ThQ 144 [1964] 257–275, hier S. 258). Die Anklage lautet, als Ideologe habe Dalberg »seine Abbilder von der Wirklichkeit für die Realität selbst« genommen. Auf diese Weise sei er »Phantasmen« nachgelaufen. »Akzeptable Gedankenfiguren von abstrakter Vollkommenheit« hätten sich durch »sie begleitende enthusiastische Ideenflüge« selbst gerichtet »und dann auch den, der sie nur deshalb entwickelte, damit der Getriebene vor sich selbst als der Verfolger erscheinen und bestehen kann« (S. 32). Über ein solches Urteil will der Autor gerne streiten, kommt aber gegen Ende seiner Arbeit doch zu dem Schluß, daß »der Erste und letzte Reichsritter »nach einem Leben voller Kämpfe, Enttäuschungen, Sorgen um Kirche und Reich« seine persönliche Größe bis zuletzt gewahrt« habe (S. 424f.). Selbst im Verhältnis zu Napoleon konstatiert der Autor hier eine bemerkenswerte Diskrepanz »zwischen der persönlichen Verehrung, die Dalberg dem Empereur entgegenbrachte, und der Reserviertheit, mit der er dessen Tagespolitik aufnahm: 1802–1806 – das ist auch, bei aller Anlehnung und privaten Affinität, gleichzeitig die Phase andauernder faktischer Auflehnung gegen einen übermächtigen Hegemon, der durch niemanden, außer durch seinen eigenen Wahn zu besiegen war. Einem derartigen Gegenspieler unterlegen zu sein, rückt die Kategorien seines Scheiterns und seiner Verantwortlichkeit zurecht. Dabei ist es unerheblich, erfolglos gewesen zu sein, um richtig gehandelt zu haben« (S. 420).

Dennoch: eine zeitgemäße Gesamtwürdigung der Persönlichkeit Dalbergs bleibt weiterhin ein Desiderat. Die vorliegende Biographie schließt mit dem Jahr 1806 ab. Eine Würdigung des Fürstprimas des

Rheinbundes und des Großherzogs von Frankfurt bleibt anderen Autoren überlassen. Zweifellos hätte auch ein Blick auf die Innenpolitik Dalbergs in den ihm zugeordneten wechselnden Territorien zu einem gerechteren Bild beigetragen, zumal dann die verfassungs- und gesellschaftspolitischen Reformen, die bildungs- und kulturpolitischen Programme, die Versuche, der wirtschaftspolitischen Probleme Herr zu werden, hätten behandelt werden müssen. So aber bleibt ein Ruch von visionärem Utopismus an Karl Theodor von Dalberg hängen, dessen Ideengebäude die Geschichte, wie andere vor und nach 1806, »als kurzlebige Phantasmen decouvriert und ad absurdum geführt« habe (S. 416 mit Anmerkung 138 auf S. 533).

Hinzugefügt werden muß noch, daß die Arbeit für Leser, die sich nicht speziell mit dem Ende des alten Reiches und dem Zeitalter Napoleons befaßt haben, nur schwer zugänglich sein wird. Allzuviel wird vorausgesetzt, allzu viele Personen werden eingeführt, die noch nicht einmal in einer Anmerkung mit vollem Namen, geschweige denn in ihren Funktionen und Ämtern vorgestellt werden. So ergeht es Lehrbach (S. 161), Finckenstein (S. 183), Stern (S. 192), Hügel (S. 287), Buol-Schauenstein (S. 307), Mathieu (S. 393), um nur einige zu nennen. Es braucht nicht sonderlich erwähnt zu werden, daß der Autor mit Sachverhalten, zum Beispiel der »Affaire Enghien« (S. 330), ähnlich verfährt. Dies alles ist um so bedauerlicher, als der Arbeit ein außerordentlich breites Literaturstudium zugrunde liegt und die Anerkennung für die Auswertung eines umfangreichen Quellenmaterials, das nicht jedermann zugänglich ist, dem Autor nicht versagt bleiben darf.

Antje Freyh

FRANZ RYSCHAWY: Die Beziehungen Bernard Bolzanos zur südwestdeutschen-katholischen Aufklärung und sein Kampf gegen die römisch-katholische Restauration (Wiener Katholische Akademie; Miscellanea N.R. Nr. 159). Wien: Katholische Akademie (Freyung 6, A-1010 Wien I) 1983. Geheftetes Typoskript. 261 S.

Die Schrift enthält nichts prinzipiell Neues zum Thema. Sie stellt im Zusammenhang und in anschaulicher Dokumentation dar, vornehmlich aus dem 1965 von Eduard Winter edierten Briefwechsel des seit der Entfernung von seiner Prager Professur (1819) unter scharfer Zensur und polizeiliche Überwachung gestellten Bolzano (1781–1848) mit seinem »alter ego« Michael Josef Fesl, was in der Literatur da und dort kürzer ausgeführt ist. Neben E. Winter ist aus hiesigem Blickwinkel August Hagen (Die kirchliche Aufklärung in der Diözese Rottenburg. Stuttgart 1953, S. 289f.) zu nennen. Die vorliegende Arbeit führt im Referat sehr viel weiter als die genannten. Dies trifft auch, bezogen auf die Bolzano-Literatur im Allgemeinen, für zwei eingearbeitete Kapitel über die entferntere Vorgeschichte der behandelten Beziehungen (S. 40–97) und das Schicksal der »Wissenschaftslehre« Bolzanos vom Manuskript bis zur Drucklegung 1837 (S. 98–144) zu. Dort erfährt man beispielsweise von anfänglicher Sympathie der Tübinger Theologen für Bolzano, Möhlers Besuch bei ihm in Prag (Möhler verwendet sich später für den Druck der »Wissenschaftslehre«: S. 100–105, 113), Versuchen Bolzanos, in der Tübinger Theologischen Quartalschrift Fuß zu fassen, wie dann von deren Mißlingen aufgrund der bald negativen Haltung der Tübinger – namentlich Dreys – gegen Bolzano (S. 40–64). Ob die anfängliche Sympathie so dezidiert auf das Werben Andreas Benedikt Feilmosers in der Fakultät zurückgeht, wie behauptet (S. 13, 43f.), darf mangels Belegen als fraglich gelten. Das angebliche Angebot des Tübinger dogmatischen Lehrstuhls gelegentlich Möhlers Besuch 1823 (S. 44) dürfte auf einem Mißverständnis Bolzanos beruhen. Dieser Lehrstuhl war damals – ungefährdet – von Johann Sebastian Drey besetzt und keineswegs »erledigt«.

Die im Titel gemeinten »Beziehungen« Bolzanos im engeren Sinn sind die zu Benedikt Alois Pflanz und seinen »Freimüthigen Blättern über Theologie und Kirchenthum« (S. 145–199), zu dem Freiburger Moral- und Pastoraltheologen Johann Baptist Hirscher (S. 200–212), zu Wessenberg und dem Freiburger Historiker Karl von Rotteck (S. 213–224). Bei den drei Letztgenannten ist von »Beziehungen«, gar auf Gegenseitigkeit, eigentlich nicht zu reden. Im Fall Hirschers ist lediglich ein seltsamer Respekt Bolzanos zu beobachten, der ihn seinen Kreis von Polemik gegen Hirscher abhalten ließ, ähnlich wie zuvor im Fall Möhlers (S. 194–199); im Fall Wessenberg-Rotteck spielen lediglich deren Beziehungen eine Rolle, die sich für Bolzano nirgends auszahlen.

Von »Beziehungen« im Wortsinn ist nur im Fall Pflanz' zu sprechen. Pflanz hatte Bolzano 1836 in Tiechobus und ebenso eine Reihe seiner »Schüler« in Prag und Wien besucht. Daran knüpften sich von Pflanz' Seite die Hoffnung, von Bolzano und seinem Kreis Beiträge für die »Freimüthigen Blätter«, das letzte bedeutende reformkatholische Organ der Wessenberg'schen Richtung, zu bekommen, von Bolzanos Seite die Erwartung, sich die »Freimüthigen Blätter« zur Propagierung seiner (religions-)philosophischen